

Es gilt das gesprochene Wort!

Sperrfrist: 20.06.2016; 14:00 Uhr!



**Ansprache von Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch
aus Anlass des Gedenktags für die Opfer von Flucht und Vertreibung
am 20. Juni 2016 in Berlin**

Für die ehrenvolle Einladung, hier heute zum Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung zu Ihnen zu sprechen, danke ich Ihnen. Dies ist für mich auch ein Anlass, um noch einmal meine eigenen Erfahrungen zu durchdenken. Einige der Gedanken, die mir bei dieser Reflektion gekommen sind, möchte ich mit Ihnen teilen.

Vor einem Monat war ich in der Stadt Wetschesch in Ungarn. Mit einem Gottesdienst und einer anschließenden Gedenkfeier gedachten die Einwohner dieser Stadt, in der bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 3000 Donauschwaben lebten, des Beginns der Vertreibung der Ungarndeutschen vor siebzig Jahren, im Mai 1946. Es war eine bewegende Gedenkveranstaltung für mich. Denn ich selber gehörte als Siebeneinhalbjähriger dem ersten Transport der Deutschen an, die am 19. Januar 1946 aus Ungarn vertrieben wurden. Für mich als Volksdeutschen aus dem ehemaligen Jugoslawien war der Anschluss an diesen Transport die Rettung vor der erneuten Deportation in das jugoslawische Vernichtungslager Gakowa. Für die Deutschen aus Budaörs war es die Deportation in eine unbekannte Fremde, der erzwungene Abschied von der Heimat, der Verlust von Hab und Gut und die vollständige Entwurzelung.

Als ich mit meinen Landsleuten am 1. April 1945, es war der Ostersonntag, aus meinem Heimatort in der Batschka im heutigen Serbien vertrieben und ins Vernichtungslager deportiert wurde, brach für uns eine Welt zusammen. Eine Welt, deren Zusammenbruch mit dem Zweiten Weltkrieg begonnen hatte, auch wenn dies nicht alle sofort verstanden. Als ich vor zehn Tagen wieder in meinem Elternhaus stand, in dem ich geboren wurde, und an der Gedenkstätte im Vernichtungslager an den Massengräbern der zahllosen Toten gedachte, stand alles, was ich als Kind erlebt hatte, wieder ganz lebendig vor meinen Augen.

Die schmerzhaften Erfahrungen jener Zeit haben mich – wie viele Menschen in Europa – geprägt. Gewalterfahrung verändert den Blick auf die Welt. Am eigenen Herzen werden die Verletzlichkeit des Menschen und die Beschwerlichkeit des Neuanfangs spürbar. Es ist die Begegnung mit der dunklen Seite des Lebens. Viele – und auch daran sollten wir uns heute erinnern – sind an diesen Erfahrungen zerbrochen.

Aber nicht wenige – und dies gehört ebenfalls zu unserer Erinnerung – haben den Weg zum Neuanfang gefunden. Denn: Auch die Fähigkeit der Menschen zum Guten und sogar zur Versöhnung konnte erfahren werden. Wenn man einmal erlebt hat, wie gut Gesten des Mitgefühls und der Solidarität tun, lernt man diese besonders zu schätzen. Mitgefühl und praktische Solidarität sind Ausdruck und Bedingung unseres Menschseins. Es liegt wesentlich an uns, ob Gewalt und ihre Folgen das letzte Wort haben.

Aus persönlicher Anschauung weiß ich, wie wichtig es ist, das eigene Erleben in den geschichtlichen Kontext einzuordnen und von ihm her verstehen zu lernen. Solche Einordnung kann helfen, den Schmerz zu lindern. Ungeschehen macht es ihn nicht. Es gilt, mit den Verletzungen leben zu lernen, sie ins Leben zu integrieren, und soweit möglich, zu heilen.

Die Verletzung durch Gewalterfahrung bedarf der Aufmerksamkeit und Zuwendung. Sie darf nicht einfach sich selbst überlassen werden. Das Sprichwort: „Die Zeit heilt alle Wunden“ ist meist nur eine Ausflucht, um den Herausforderungen auszuweichen, die sich aus den individuellen und gesellschaftlichen Verletzungen ergeben. Richtig ist es, zu sagen: „Heilung braucht Zeit“. Es braucht Aufmerksamkeit für die besonderen – sehr konkreten – Nöte der Betroffenen. Dabei kam und kommt es, insbesondere zu Beginn, wesentlich darauf an, soziale und damit psychische Stabilität zu fördern.

Schauen wir zurück auf den Umgang mit Flucht und Vertreibung in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg, so wird deutlich: der Umgang mit den Verletzungen durch die Gewalterfahrungen unterliegt erheblichen Versuchungen. Es gilt, Schmerz und Verletzung ernst zu nehmen, ohne die Wirklichkeit nur noch durch das Prisma dieser Verletzungen wahrzunehmen. Wie Bertold Brecht so zutreffend sagte: „Auch der Hass gegen das Unrecht verzerrt die Züge.“ Leider konnten wir auch mehr als einmal die Versuchung beobachten, aus dem politischen Spiel mit den Verletzungen politisches Kapital zu schlagen. Der Grat zwischen angemessenem – notwendig konfliktiven – gesellschaftlichen Umgang mit gewaltbelasteter Vergangenheit und politischer Instrumentalisierung ist schmal. Politische Instrumentalisierung nährt allzu oft die dunklen Sehnsüchte nach Überwältigung des Gegenübers. In der Perspektive von Heilung und Versöhnung, also auch Wiederherstellung von Beziehung, ist das Bestreben nach Abrechnung mit dem Gegenüber kontraproduktiv. Es kommt auf den richtigen Umgang mit der Verletzungserfahrung an. Allzu oft haben wir Menschen gesehen, die über den Schmerz verbitterten. Menschen, die an ihrem Schmerz als unverzichtbaren Teil ihres Selbst festhielten und die sich nicht auf einen wirklichen Neuanfang einlassen konnten. Niemandem von uns steht es zu, hier zu richten. Aber stellen wir uns die Frage: Haben wir alles Notwendige getan, um den Opfern von Gewalt – den eigenen, wie den anderen – beizustehen? Und wenn nein, warum nicht? Könnte es sein, dass viele den Gewalterfahrungen der Opfer den Rücken zudrehen, aus Angst, diese Erfahrungen zu dicht an sich heranzulassen? Und worin gründet diese Angst?

Die Erfahrungen mit dem Umgang mit Flucht und Vertreibung in Deutschland, die Teil des Umgangs mit Gewalterfahrung und ihren Folgen generell sind, zeigen deutlich: Die Wege von Heilung und Versöhnung beginnen mit der praktischen Anerkennung der Schmerzen und Verletzungen, der Wiederaufrichtung der Würde der Opfer. Es geht um eine solidarische Haltung, aus der Taten folgen. Wer von Versöhnung sprechen will, der muss sich zuerst der Unver-

söhntheit und den Verletzungen stellen, der muss den Blick auch für die Leiden der Anderen öffnen, so schwer dies auch sein mag. In diesem Zusammenhang sind für mich die Worte, die die polnischen Bischöfe 1965 an ihre deutschen Amtsbrüder gerichtet haben, wegweisend und sie halten auch heute noch starke Inspiration bereit: „Wir vergeben und bitten um Vergebung.“ Es gilt, auf unsere vielfältige Verwobenheit in die Kontexte und Geschichten der Gewalt zu antworten. Der Umgang mit Gewalterfahrung – das können wir am Umgang mit Flucht und Vertreibung lernen – ist eine Aufgabe der ganzen Gesellschaft. Sie darf nie nur das Problem der direkt Betroffenen bleiben.

Heute begehen wir den Gedenktag für die Opfer von Flucht und Vertreibung. Wir tun dies vor dem Hintergrund unserer eigenen vielschichtigen Erfahrungen mit Flucht, Vertreibung und Versöhnung. Indem wir uns diese Erfahrungen vergegenwärtigen, unterstreichen wir zugleich unseren Willen, die Gewalt und ihre Folgen in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu überwinden. Wir gedenken der Opfer. Aber wir erinnern uns auch derjenigen, die sich für Heilung und Versöhnung eingesetzt haben. Ihre Erfahrungen sind uns Auftrag und Mahnung.

Wenn wir heute die Millionen von Flüchtlingen auf der Welt sehen, von denen Hunderttausende in Europa Schutz suchen, so spüre ich die schreckliche Aktualität meiner eigenen, unserer Erfahrungen. Was meiner Familie und mir geschehen ist, ist Millionen von Menschen innerhalb und außerhalb Europas geschehen. Und es geschieht leider immer noch – gerade auch in diesen Tagen. Es hieße, unsere Erfahrungen und damit unsere Identität zu verraten, wollte man diese Erfahrungen nicht auch auf die jetzigen Herausforderungen anwenden. Die leider häufig zu hörende Abwehr, es handele sich doch um Fremde, ist kleinmütig und schändlich.

Ohne Zweifel bestehen Grenzen in der Leistungsfähigkeit jeder Gesellschaft. „Ultra posse non postulat“ – „jenseits des Könnens darf nicht gefordert werden“. Doch worauf es ankommt, ist die Haltung der Empathie. Nur mit ihr werden wir angemessene Lösungsbeiträge entwickeln können. Wie Papst Franziskus wiederholt deutlich gemacht hat: „Gleichgültigkeit ist das Gegenteil von Liebe.“ Und es ist gerade die sich aus vielen Gründen nährende Gleichgültigkeit, die sowohl das Leben der Flüchtlinge als auch das der Gleichgültigen selbst beschädigt.

In der Heiligen Schrift finden wir das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Die Botschaft ist unmissverständlich: Schaut mit Mitgefühl auf die Opfer, ergreift konkrete Initiativen und wendet euch nicht ab! Solches Mitgefühl ist keine sentimentale Gefühllichkeit. Es ist eine Voraussetzung, um der Gewalt entgegenzutreten, ohne Teil von ihr zu werden. Gewaltüberwindung erfordert, den Realitäten, und das heißt auch den Opfern, ins Gesicht zu schauen, den Blick nicht abzuwenden, sich nicht vorschnell zu beruhigen. Das sind wir ihnen und uns selbst schuldig. Gewaltüberwindung braucht langen Atem. Denn: Es geht es nicht nur darum – um im Bild des Gleichnisses zu bleiben – den unter die Räuber Gefallenen beizustehen, sondern auch dazu beizutragen, dass die Straße zwischen Jericho und Jerusalem sicherer wird.

Gewalt und ihre Folgen müssen nicht das letzte Wort haben. Es liegt an uns, ihr mit Geduld, Klugheit, Augenmaß und Mitgefühl entgegenzutreten. Dass wir uns zu dieser Gedenkstunde versammelt haben, dass wir uns vereinen im Respekt vor den Opfern und den Leidenden, ist für mich ein Zeichen der Hoffnung und Ermutigung. Ich danke Ihnen dafür.